

Im Kampf mit Nebel und Wind

Von Ferry Rucker

Täglich berichten die Zeitungen von Rekordleistungen auf dem Gebiete der Luftfahrt. Dreißig, vierzig Tage ununterbrochen in der Luft. Neue Weltrekorde, Schnelligkeits- und Höhenflüge, dazwischen ein Todessturz — und man liest darüber hinweg.

„Ich fliege morgen mittags nach London, bin aber übermorgen wieder in Wien“. — Keine Verwunderung, kein ehrfürchtiges Staunen. Alles, was früher unerhörtes Baguio war, ist heute zur Selbstverständlichkeit geworden. Auf den Straßen der Großstädte bleibt niemand mehr stehen, wenn die Silhouette eines Flugzeuges am Himmel auftaucht.

Wer spricht heute groß von den Leistungen unserer Verkehrsflieger? „Der Flugzeugführer B. hat heute seinen 500.000. Kilometer zurückgelegt.“ Kaum wird es noch erwähnt in den Zeitungen. Und im Kreise der Kameraden wird eine kleine Rede auf den Flugkapitän B. gehalten, man drückt ihm die Hand, und am nächsten Morgen klemmt er sich wieder in die Kiste. Wind fällt ihn an, der Nebel, Regen — er sitzt an der Steuerung und fliegt. Die Maschine schwankt im Sturm, über trommeln gegen die Tragflächen. Flugzeugführer B. und sein Bordmechaniker starren auf das Instrumentenbrett, lauschen auf den Pulsschlag der Motoren. Sie fliegen und bringen ihre Passagiere sicher ans Ziel.

Über hundertundfünfzig Jahre sind verstrichen seit der Geburtsstunde der Mongolfiere, dreinunddreißig seit dem ersten Aufstieg des Motorflugzeuges der Brüder Wright. Im Meer und unter der Erde ruhen unzählige Opfer. Sie starben vor dem Siege, und sie starben nach dem Siege. Sie wurden hinuntergeschleudert durch die Tüde des Wetters, durch die Schäden des Materials. Sie starben, und andere traten an ihre Stelle. Was der eine nicht zwang, schaffte der andere. Was der eine nicht zwang, schaffte der andere. Und jetzt geht es unaufhaltsam vorwärts. Aber — wird man nicht vielleicht in hundert Jahren über uns lächeln, über unsere schmutzigen Maschinen, so wie wir heute über den Mann lächeln, der einst ein Buch schrieb über die Kunst, einen „Luftballon durch Adler zu regieren?“ Wer kann das wissen? Eines jedoch wissen wir: wir können fliegen! Und um dieses Wissen ist viel Freude, Arbeit und Stolz.

Die erste Luftreise über den Kanal

Es war an einem sehr kalten Vörmorgen des Jahres 1785. Nebel schwebte um Dover-Castle.

„Bon jour, Monsieur Jefferies!“

„Good morning, Mr. Blanchard!“

Zwei Männer begrüßten sich, dann gingen sie, Arm in Arm, auf das Felsplateau, wo Mechaniker mit der Füllung eines großen Ballons beschäftigt waren. Die Hülle blähte sich auf, rüttelte an den Fesseln und gegen Mittag, als sich der Nebelwundt verzogen hatte, und die Sonne auf die weißen Felsen schien,

wiegte sich die große Gasblase im Winde. Immer mehr Zuschauer strömten herbei. Freunde der Luftfahrer, Abgesandte der Behörden. Dem französischen Luftschiffer Blanchard wurden dicke, versiegelte Schreiben übergeben. Er nahm sie mit ärgerlicher Miene in Empfang. Dann verstaute er zwei Korbstöcke, eine Flasche Brantwein, eine französische und eine englische Fahne in der Gondel.

Ein Uhr! Blanchard und Jefferies bestiegen das Traggerüst. Die Arbeiter lodern die Seile, der Ballon hebt sich. Ein heller Pfiff, und ruhig gleitet die Gasblase in die Höhe. Hüte werden geschwenkt, die englische Fahne entfaltet sich im Wind. Höher und höher steigt der Ballon.

30 Minuten, 40 Minuten, 50 Minuten. Die Luftschiffer befinden sich in der Mitte des Kanals. Segelschiffe gleiten unter ihnen hinweg. Man schimmert das Wasser herauf.

Plötzlich bemerken die Luftschiffer, daß der Ballon sinkt. Blanchard gibt den ganzen Ballast ab. Der Ballon schnell wieder in die Höhe. Und mit einem Male sehen sie weit, weit hinter dem Wasser einen feinen schwarzen Strich — die französische Küste.

Eine Stunde und dreißig Minuten befinden sie sich bereits in der Luft. Schon können sie die einzelnen Dörfer an der Küste unterscheiden, schon sind Häuser und Bäume zu erkennen, Lichter überflutet liegt Frankreich vor ihnen. Da beginnt der Ballon abermals zu fallen. Die Augen über den Luftschiffern schrumpfen zusammen und sinkt so schnell, daß Blanchard und Jefferies alles aus der Gondel werfen. Die Fahnen, die Koker und Taus, Bücher und Briefe. Sie schleudern auch noch die Korbstöcke über Bord, Hölde und Hosen. Vor Frost zitternd, klammern sich die Aeronauten an die Seile, bereit, auch noch die Gondel abzuschneiden. Aber der Ballon steigt wieder, schwebt schnell der Küste entgegen. Blanchard und Jefferies sind gerettet!

Um drei Uhr befinden sie sich über Calais. Sie sehen die Menschen aus den Häusern stürzen. Jefferies winkt wie besessen mit beiden Händen. Im Walde von Guines, zwischen hochwipfelnden Bäumen, sinkt der Ballon zu Boden. Blanchard reißt das Ventil auf, die Hülle schrumpft zusammen.

Als die Reiterkavalade, die dem Ballon folgt, nachdem er über dem Festlande schwebte, in den Wald eindringt, findet sie die vor Kälte zitternden, halb nackten Aeronauten. Man reicht ihnen Decken, Hebererde und bringt sie im Triumph nach Calais.

Auf der Landungsstelle der Charliere wurde später ein Denkmal errichtet.

„Unter der Regierung Ludwig XVI. ist im Jahre 1785 der Franzose Jean Pierre Blanchard in Begleitung des Engländers John Jefferies am 12. Tage des Monats Jänner, um zwei Uhr nachmittags aus dem Kastel von Dover mit einer Flugmaschine in die Höhe geflogen. Die Meerenge zwischen England und

Frankreich hat er als erster überwunden und sich nach zweistündigem Fluge durch die Luft an dieser Stelle niedergelassen. Die unerhörte Kühnheit bewundernd, haben die Bürger von Guines dieses Denkmal gesetzt.“

Blériot fliegt nach Dover

Einhundertvierundzwanzig Jahre später. Durch Saugatte, einem Kartistleder von 2000 Einwohnern, ritten in der Nacht vom 24. zum 25. Juli einige Autos. Vor einem Flugzeugschuppen machten sie halt. Klapptüren polierten zu Boden. Zwei zierliche Eindicker wurden aufs Feld gerollt.

„Bon jour, Monsieur Latham!“

„Good mornin“, Mister Blériot!“

Zwei Männer begrüßten sich, zwei Konkurrenten. Jeder will als erster über den Kanal. Vor sechs Tagen erst war Latham gestartet. Schnell hatte sich sein Antoinette-Eindicker in die Höhe geschraubt und war dann, nicht weit von der französischen Küste, ins Meer gestürzt.

Am 25. Juli sollte der Versuch wiederholt werden. Blériot läßt den Propeller anwerfen. Der Motor arbeitet einwandfrei. Aber das Wetter, das Wetter! Es ist böig, ein leichter Sprühregen rieselt herab. Latham steht mühsam neben seiner Maschine und raucht eine Zigarette.

Um vier Uhr klärt sich der Himmel auf. Blériot zieht über seinen blauen Arbeitsmittel einen Tweed-Anzug und darüber noch eine gefüllte Jacke. Er ist etwas nervös. Hat wieder gegessen noch getrunken, alle seine Gedanken sind auf den Flug gerichtet.

Plötzlich klopft er seinem Freund Leblanc auf die Schulter. „Los!“ Der Propeller knattert, die Maschine rast über den Boden, fliegt.

„Ich begann meinen Flug ruhig und gleichmäßig über der Küste. Das Torpedoboot „Escopette“ hat mich gesehen, es geht mit Voll dampf voran und macht vielleicht 42 Kilometer pro Stunde. Ich überhole es in einer Höhe von 50 Metern. Zehn Minuten sind vorüber. Der Torpedojäger liegt hinter mir. Ich drehe mich, um zu sehen, ob ich in der rechten Richtung fliege und bin verblüfft. Es ist nichts zu sehen, weder der Torpedojäger, noch Frankreich, noch England, ich sehe nichts. Zehn Minuten lang habe ich meinen Weg verloren. Es ist eine seltsame Lage. Allein, ohne Kompaß in der Luft, inmitten des Kanals zu sein. Ich rühre nichts an meiner Maschine. Ich lasse den Aeroplan seinen eigenen Kurs nehmen. Zwanzig Minuten nach meinem Aufstieg sehe ich die grauen Kliffs von Dover, das Schloß, und im Westen den Fled, wo ich zu landen beabsichtige. Was soll ich tun? Der Wind hat mich offenbar aus meinem Kurs gebracht, jetzt ist der Augenblick gekommen, zu steuern. Ich drücke den Hebel mit meinem Fuß und drehe leicht nach Westen. Die Richtung verläßt, in der ich bisher fuhr. Jetzt habe ich tatsächlich Schwierigkeiten, denn der Wind an den Kliffs

ist viel stärker, und meine Fahrtragschwindigkeit wird geringer. Der Wind erhebt sich wieder, ich sehe eine offene Stelle im Kliff, und obgleich ich überzeugt bin, daß ich noch 1 1/2 Stunden fliegen, ja, daß ich sogar nach Casais zurückkehren könnte, kann ich doch der Versuchung nicht widerstehen, auf diesem Fleck zu landen. Noch einmal wende ich meinen Aeroplan und beschreibe einen Halbkreis. Indem ich die roten Gebäude zu meiner Rechten vermeide, versuche ich, zu landen. Aber der Wind packt mich, er wirbelt mich zwei-, dreimal umher. Ich halte meinen Motor an, und sofort falle ich aus einer Höhe von 20 Metern. In zwei bis drei Sekunden bin ich munter und gesund an der Küste. Soldaten und ein Polizist laufen auf mich zu. Zwei meiner Landleute sind auf dem Plage, die mich auf die Wangen küssen."

Mériot legte die 43 Kilometer lange Strecke in 27 Minuten, 21 Sekunden zurück.

Der Bezwingler der Alpen

Der Kanal war überflogen. Aber drohend und hemmend stellten sich zwischen Länder die Berge, eisbedeckte Riesenzinnen.

Bei dem damaligen Entwicklungsstadium der Aviation schien es ein wahnwitziges Unterfangen, die Alpen mit einem Flugzeug zu überqueren. Niemand glaubte so recht an die Möglichkeit. Aber eines Tages wurde das Projekt aufgerollt. Debatten hin und her. Warnungen. Piloten meldeten sich. „Wir schaffen es!“ Unter diesen Piloten befand sich Géo Chabaz, ein Peruaner. Prächtiger, tollkühner Burche, Mensch mit Humor, abgeneigt jeder Prokeerei.

Die Mailänder veranstalteten in der zweiten Hälfte des Septembers 1910 ein Flugmeeting, dessen Hauptpreis dem Flieger zufallen sollte, dem es als ersten gelänge, die Alpen zu überfliegen. Startort: Brig. Ziel: Mailand. Zwischenlandungen in Simplonkulum, Domodossola, Sireza und Varese waren gestattet. Der Beginn der Flugveranstaltung stand unter dem Zeichen der Jänferei. Die italienische Presse kritisierte die Schweizer Flugleitung. Es gab ein Startverbot und einen regelrechten Streik der Piloten, Prügeleien zwischen Managern und Polizisten. Aber allmählich glätteten sich die Wogen der Erregung.

Die Fremden, die am ersten Flugtag nach Brig gekommen waren, bekamen nicht viel zu sehen. Auf dem Flugplatz herrschte die Ruhe eines Friedhofes. Piloten, Manager, Zuschauer . . . alle waren verärgert. Gegen Abend trat Chabaz aus seinem Hangar, las die Meldungen der Meteorologen und blühte hinauf zu den schneebedeckten Gipfeln der Berge. Wann er zu starten gedente? Chabaz steckte die Hände in die Taschen. „Morgen früh!“ sagte er kurz.

Und der Morgen kam. Die Windverhältnisse waren günstig. Leichter Nebel, Wolken, die bald verflohen. Chabaz und der Amerikaner Wehmann prüften ihre Maschinen. Das Getwitter der Propeller donnerte aus dem Tal empor.

Um 6 Uhr 16 Minuten startete der Peruaner. Sein Mériot-Eindecker schraubte sich langsam in die Höhe. Ein winsiger Vogel, der gegen die Nacht der Berge anrann. Wird er es schaffen? Niemand kennt die Windströmungen über den Bergen. Aber jeder weiß, daß es dort zwischen den Gletscherspalten Böen gibt, tüdliche Winde. Jeder weiß, daß eine Landung zwischen Brig und der Pashöhe, zwischen steilabfallenden Schluchten, den Tod bringen muß.

Chabaz' Maschine ist nur noch ein kleiner Punkt am Himmel. Mit einem Male macht sie

eine Schwentung und nimmt Richtung auf die Simplonstrabe. Chabaz ist verschwunden.

Eine ungeheure Spannung bemächtigte sich aller Zuschauer. Man blickt auf die Uhr, debattiert. 18 Minuten sind seit dem Abflug Chabaz' vergangen. Plötzlich Ausrufe der Verwunderung, der Enttäuschung. „Da oben! Da oben!“ Es ist kein Verstum mehr möglich — Chabaz ist zurückgekehrt. In steilem Gleitflug geht er zu Boden, erschöpft taumelt der Eindeder über die Wiege.

Alle Menschen stürzen auf Chabaz zu. Der sitzt regungslos, erstarrt in seiner Maschine. Er öffnet die Lippen, aber er kann nicht sprechen. Man hebt ihn aus seinem Sitz, reibt ihm die Glieder. Was sagt er? Alles ist still und blickt auf den Piloten. „C'est terrible! C'est terrible!“ Nichts weiter sagt er.

Chabaz hatte den Simplonflug aufgegeben, weil er in einen Wirbelsturm geraten war, weil er den Apparat nicht bändigen konnte. „Unter mir waren schwarze Abgründe und ein Felsenschloß. Meine Maschine bäumte sich, sackte weg, es war ein unerhörtes Taumeln zwischen den tobbringenden Felsenhänden.“

„Also ist der Flug unmöglich?“ Der Peruaner beißt die Zähne zusammen. „Nichts ist unmöglich, nichts!“ Und dann schüttelt dieser kleine, frierende Mensch die Faust gegen die gewaltigen Berge. „Und ich kriege sie doch!“

An den nächsten Tagen unternahmen der Amerikaner Wehmann und Chabaz einige kürzere Probeflüge. Aber oft regnete es. Die Fremden reisten ab. Niemand glaubte mehr an einen Flug über die Alpen.

Regen, Regen, eisige Kälte. Die Flugwoche geht ihrem Ende entgegen.

Am 23. September — das Wetter hatte sich etwas aufgeläut — raste Chabaz mit seinem Auto auf den Flugplatz.

Johannes Foerster:

Der Flüchtling

Das war 1751. Damals war ich fünfundsiebzig. Jetzt werde ich sechsundsiebzig. Das ist eine lange Zeit. Einunddreißig Jahre. Wie der Georg, mein Sohn, weggegangen ist, wußt ihr wissen? O, eine Mutter vergißt nie, wie sie den Sohn hergibt. Nun, das war so: Ich saß im Zimmer. Die Tür ist gegangen. Sie gibt solch einen langen Pfeifton von sich. Da weiß ich ganz genau: Die Tür ist gegangen. Niemand stürmt ins Haus. Das wird der Junge sein denke ich. Einundzwanzig! Wohin soll er mit seiner ungestümen Kraft? Da ist er. Ich schaue auf ihn und streue mich an seinem Anblick. Aber dann erschreke ich: Junge! Was ist denn? Mutter! sagt der Junge, ich muß fort. Schnell pack mir den Schnappfad! In der Nacht noch muß ich über der Grenze sein. — Ja, weshalb denn? frage ich und bin aufgesprungen. Und der Junge steht vor mir und in den Augen hodt die Lebensangst. — Ja, um Gotteswillen! Was ist denn geschehen, rufe ich. Aber der Georg hält die Hand der Mutter auf den Mund: Mutter, du darfst nicht laut sprechen. Ich werde verfolgt. —

Und da meine ich, ich weiß schon alles, aber der Junge fängt an wie Eisenlaub zu zittern. Du kannst so nicht fort, sage ich, aber der Georg wird wild: Das ist nichts. Sie haben mir einen Schlag über den Kopf gegeben. Wir sitzen unter der Linde und sprechen. Wahrhaftig! Wie uns der Schnabel geworden ist. Sind wir Dummäuser? Also! Ist es besser unsere Gedanken zu verbergen, als sie herauszusagen, wie sie sind?

Der Peter Knauer sagt: Meinst du, sie können die Gedanken in alle Ewigkeit unterdrücken?

„Ich fliege!“ schreit er. „Jetzt oder nie!“ Schon sitzt er in der Maschine, ein lechier Gänsebrud, Chabaz' bleiches Gesicht spannt sich. Noch einmal winkt er zurück, dann schießt die Maschine in die Höhe.

1000 Meter, 2000 Meter . . . Unter stehen die Menschen und starren in die Höhe, ihre Herzen schlagen wild. „Glückab, Chabaz!“

Auf Simplonkulum stehen Bergsteiger. Plötzlich hören sie ein Brummen in der Luft. Chabaz fliegt über sie hinweg. Fliegt hinweg über die Berge und Schluchten. Er streift beinahe die Felsen des Seehorn. Der Eindeder schwankt. Chabaz sieht die grüne Fläche von Larzo. Er tanzt zwischen den Felsen des Pizzo d'Albione, er tanzt am Tode vorüber, er wird in der Hölle umhergewirbelt. Er fliegt, fliegt über die Alpen, bezwingt den Simplon. Domodossola taucht auf, saftiges Grün, Häuser, siegverheißende Dase in der Steinvüste.

42 Minuten nach seinem Aufstieg in Brig setzt Chabaz zur Landung an. In Domodossola juchzt ihm alles entgegen. 500 Meter, 200, 50 Meter. Chabaz befindet sich dicht über dem Boden, plötzlich überschlägt sich die Maschine, Holz splittert, Menschen schreien. Blutüberströmt liegt Chabaz unter den Trümmern seines Eindeders. Im letzten Augenblick, mitten im Rausch des Sieges, schlägt eine furchtbare Faust Chabaz zu Boden. Dunkle Wolken ziehen über die Berge.

Und als man Chabaz' zerbrochene Glieder auf die Tragbahre legt, da richtet sich dieser bleiche Mann hoch. „Es war furchtbar!“ röhelt er. „Aber ich habe gesiegt, liebe Freunde!“

Wenige Tage später starb er im Krankenhaus. „Ich will nicht sterben!“ schrie er. Aber er starb. Starb den bitteren Tod nach dem Siege.

Meint ihr, daß nicht einmal alle Rechte haben werden, wie die großen Herren? Das wird wahrhaftig ein anderes Leben sein. Da wird sich erst erweisen, was für eine Kraft im Volk siedt. Der Schreiber Kraus erhebt sich, tut wie eine gewichtige Amtsperson: Knauer, bestleibige er sich eines gemächlichen Tones. Es ist alles so gut, wie es ist.

Es muß Herren geben, es muß Diener geben. Und es muß Beherrschte geben. — Der Peter sieht ihn von der Seite an: Schau! Schau! Er! Er! Haben wir nicht mit unseren Hosenärzchen die gleiche Schulbank gedrückt, wie? Er! Ist er eine rätliche Schreiberseele geworden, die alles für gut befindet, wie es einmal ist? Wenn „er“ ein Speichellecker geworden ist, so ändert das nichts an der Tatsache, daß diese Erde und diese Luft und diese Sonne für uns alle da ist, merke „er“ sich das! —

Puterrot ist diese Schreiberseele geworden: Ich werde Mitteilung machen. Man ist dankbar für solche Mitteilungen. —

Ich weiß, hat der Peter geantwortet, jede Blatlaus ist ein Spitzel, damit nur ja kein Wörtlein ungehört verhallen kann. Und du, Mensch, du willst also hingehen und mich anzeigen? Damit ich wieder einem Verhör unterzogen werde, wie neulich? Hast du vielleicht auch da deine sauberen Hände im Spiel gehabt? Du! Aber diesmal sollst du ihnen Betweise liefern können. Los, Jungens, das sind die, die die Freiheit löten. Das sind die Schurke, die uns bespitzeln. — Ja, und da haben wir das Würschlein genommen und verprügelt, aber nur die

Stelle, auf der man sitzt. Hat er nicht den Bauer Höderer ins Gefängnis gebracht und um seine Wirtschaft, weil er gesagt hatte: Die Herren sprechen unter sich, wie es ihnen einfällt; wir aber möchten am liebsten den Kühlper überprüffen, ob er einer hohen Obrigkeit genehm ist. —

Dieser Adrian hat geschrien, als wenn er am Spieße steckte. Die Wache ist gelaufen gekommen. Sie hat ihn aus unseren Händen gerissen. Da stand der Zimmermann: Herr Wachtmeister! Herr Wachtmeister! Diese Kerle haben mich tötlich angegriffen! Das sind Hochverräter.

Der Wachtmeister Kerker hat sich den Schnauzbart gestrichen: Nun, es ist nicht in der Ordnung, einen Menschen zu verprügeln, aber es ist immerhin noch kein Hochverrat.

Der Schandseel Adrian ist die Stimme übergekieselt: Das nicht! Das ist nicht! Aber hör er: Sie sprechen von Freiheit! Sie behaupten, daß alle gleiche Rechte haben! —

Der Wachtmeister Kerker hat ein bedenkliches Gesicht gemacht: Das ist freilich eine andere Sache. Dem muß nachgegangen werden. Erst neulich wieder ist solch ein Hochverräterisches Flugblatt in der Stadt herumgegangen. Mitkommen! Das muß untersucht werden.

Was sollten wir tun? Der Peter, der Anton, der Wolfgang und ich mußten mitgehen. — Paß auf: Wir kommen auf die Wachtstube. Dort sitzt der Leutnant Ederberg. Der Wachtmeister meldet. Adrian stürzt vor: Herr Leutnant! Diese Burschen. — Aber der Herr Ederberg unterbricht ihn: Ich kann mich nicht erinnern ihn gefragt zu haben. — Der muß sagen: Ich bitte tausendmal um Entschuldigung. Ich sollte ihn beim Wort nehmen, hat der Ederberg gesagt, er sollte mich hier tausend Male um Verzeihung bitten. Scher er sich hinaus, morgen wird man mit ihm ein Protokoll aufnehmen. — Ich bin verprügelt worden, hochverräter Herr Leutnant! hat Adrian gestammelt. — Wo? Zeig er mir, wo? hat ihn der Ederberg angefahren. — Das kann ich nicht, hat entsetzt der Kraus geantwortet. — Eder er sich zum Teufel! hat der Leutnant geschrien, aber nur bis morgen. Klein und häßlich ist der Herr Ratsschreiber Adrian Kraus gegangen.

Ja, und jetzt war es still im Zimmer. Der Leutnant hat dem Wachtmeister bedeutet, er solle hinausgehen ins Vorzimmer. Da waren wir denn allein mit dem Ederberg.

Solche Prachtjungen wie ihr! hat er plötzlich angefangen. Aber das Vaterland weiß nichts damit anzufangen. Ihr! Ihr! Mit euren himmelstürmenden Gedanken! Uebrigens ausgezeichnet, daß ihr diesen Schnapptischen, der mir zum Hoken ist, durchgebläut habt. Freiheit wollt ihr! Ja, wenn ich zu bestimmen hätte, möchte ich sagen: Wir brauchen Menschen, die den Mund aufstun. Wir brauchen keine Konjunkturritter! Keine Speichellecker! Zum Teufel mit allen Spiegeln und Spionen!

Hier hat er geseufzt: Ja, aber ich bin nur ein arbeitsloser Leutnant. Ich habe zu tun, was man mir befiehlt. Freiheit! Eine schöne Sache. Da würde alles aufblühen, da würden große Gedanken in die Welt kommen. — Ja, aber ich muß euch bestrafen. Ich muß euch in den Kerker werfen lassen. Ja. —

Der Leutnant Ederberg hat geschwiegen und uns war doch ein wenig bellommen zu Mute. Dann hat er sich vor uns aufgesprangt: Ihr lieben Prachtjungen! Jetzt paßt gut auf: Diese Tür führt in das Vorzimmer und ins Freie. Dort sitzt der Wachtmeister, zu dem ich jetzt gehen werde, der sich mit mir unterhalten muß. Aber diese Tür führt in meine Wohnung und über den Hof ins Freie und dort sitzt kein Wacht-

meister. Ja, und werdet tüchtige Menschen. Wenn ich erwische, dem kann ich nicht mehr helfen.

Und er ist vor uns getreten, ganz dicht stand er vor uns: Freiheit; Das ist etwas Köstliches! Aber bis dahin ist noch ein harter und weiter Weg. —

Wir wollten etwas sagen, aber er ist rasch ins Vorzimmer gegangen zum Wachtmeister und wir, wir sind wie der Wind durch die andere Tür über den Hof ins Freie, jeder nach Haus. Und

R. Lotte Sassower: Hans im Glück

Er hieß Hans — genau wie in dem Märchen — war ein Phantast, Träumer, eine abwegige dichterische Natur und hatte seltenes Glück — auch genau wie Hans in dem Märchen. Denn auf der Höhe des Lebens, hart an der Kippe, wo es abwärts zu gehen beginnt, hatte er die Frau gefunden, die seinem Ideal entsprach. Sie war gut, klug, brav und schön und dies alles in einem liebenswert gesteigertem Maße. Allerdings war sie auch arm, aber das verjählt nichts, denn er war ja „Hans im Glück“ und so besah er, inmitten der Krisenzeit, eine vielbenedete ausgezeichnete Position.

Bis zu dem Zeitpunkte, da er mit ihr bekannt wurde, hatte er sich wenig um Frauen gekümmert, hatte sie sozusagen versäumt. Daran war der Ehrgeiz schuld, die ihm anhaftende Schüchternheit und Einbild in abschreckend unguete Eben. Die Bekanntschaft mit Beate hatte das Schicksal in augenfälliger Weise selbst vermittelt, ihm sofort die volle Kenntnis ihrer erstaunlichen Eigenschaften verschafft und jene Brücke des Verständnisses gebaut, auf der die Liebe am sichersten schreitet. So veränderte sich sein Dasein binnen kurzem in ein freudvolles, interessantes und nun reißlos glückliches. Hans traf sich mit Beate nur etwas selten, denn sie war nicht aus derselben Stadt und war arm, konnte sich daher die Reisen und den neuen Aufwand, sie wollte sich dem Geliebten immer anders, immer reizvoll zeigen, nicht häufig leisten. Hans aber war, wie erwähnt, ein Phantast, keine reale Natur — diese Ursache, obwohl er ihre Vermögensverhältnisse kannte, zog er garnicht in Erwägung. Er freute sich nur immer wieder ihrer harmonischen Erscheinung, ihres heiteren Charakters, ihrer ärtlichen, hingebungsvollen Art, die alle seine lang in künstlichem Bann gehaltenen Sinne weckte und erfüllte. Die Stunden ihres Beisammenseins wurden so zu unirdischen Festen, seine Junggesellenstube zum Paradies. Die Pausen zwischen ihren Zusammenkünften füllte ein Briefwechsel aus, der seine Dichterseele nicht minder beglückte, ihm Hochachtung für ihren Geist und Witz einflößte und allmählich seine bis dahin ziemlich geringfähige Meinung von den intellektuellen Fähigkeiten des anderen Geschlechtes vollständig wandelte. Mit der auch äußerlichen Veränderung seines Wesens und Eindrucks: er sah verjüngt, frisch und viel lebhafter aus, strömte auch ein Fluidum von Wohlwollen, Heiterkeit und Interesse auf die Menschen über, mit denen er zu tun hatte und machte ihn allen auffällig sympathischer.

Indessen kämpfte Beate immer mehr mit widrigem Geldmangel, wurden ihr die Fahrten zu Hans immer schwieriger. Trotz aller Liebe, die sie verband, trotz allen Vertrauens, das sie füreinander empfanden, waren Dinge, die irgendwie außerhalb des Rauberbannes ihres Glücksmärchens lagen, fast nie von ihnen berührt worden. Wohl tauschten sie ihre Ansichten über jegliches Interessengebiet und freuten sich,

jetzt Mutter, leb wohl. Bestimmt sehen wir uns wieder. —

Ich hatte inzwischen den Schnapptisch gepackt, ich habe ihn ihm umgehängt. Ich habe ihm noch ein paar Taler gegeben. Dann habe ich ihn zum Gartentor begleitet.

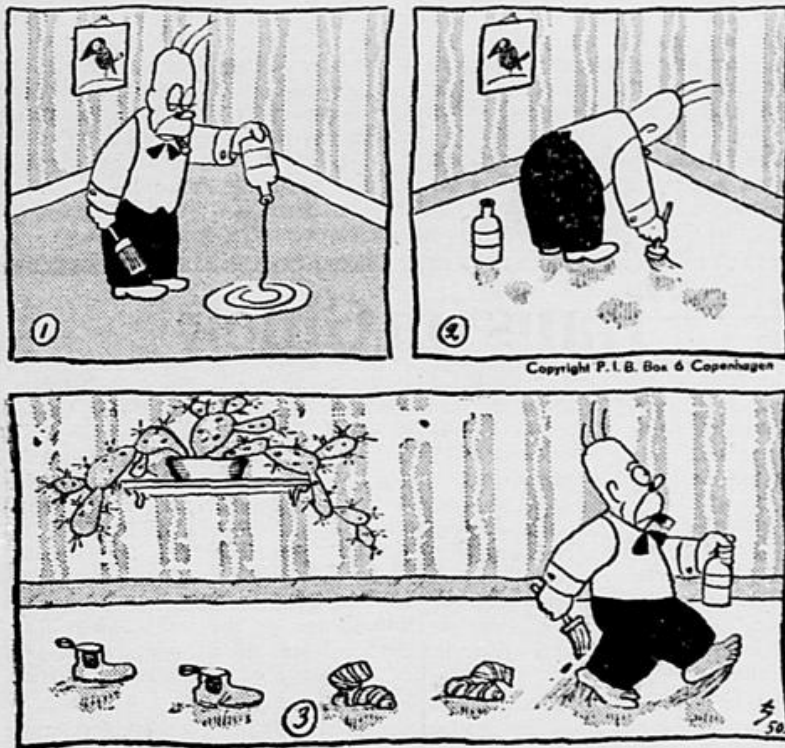
Ich habe die Tür hinter ihm zugeschlossen. Und wie die Tür zu war, habe ich gedacht: Das ist so, als wenn man ein Grab schließt. — Ich habe nichts wieder von ihm gehört. —

immer wieder alle Saiten ihrer Gefühls- und Denkwiese in harmonischem Gleichklang ertönen zu hören. Auch das soziale Empfinden war bei beiden stark ausgeprägt. Dennoch — wiewohl er wagte, daß sie arm war — kam ihm nie der Gedanke, in irgendeiner Weise für sie zu sorgen, ihr irgendwie den Daseinskampf zu erleichtern, kam ihm nicht der Gedanke, ihn darauf aufmerksam zu machen. Sie zergrübelte in schlaflosen Nächten ihren Sinn nach einem Ausweg aus der hindernden Misere, ohne den nächstliegenden, mit ihm offen darüber zu sprechen, auch nur einen Moment in Betracht zu ziehen.

Hans hatte in seinem Beruf eigentlich oft mit Frauen zu tun. Die günstige Veränderung seines ehemals etwas moros anmutenden Wesens blieb nicht unbemerkt, sein weitaus vortheilhafteres Aussehen begann die weibliche Welt zu interessieren. Man fing an, sich plötzlich zu besinnen, daß er eigentlich eine auffallend gute Erscheinung habe, ein Mann in der schönsten Reife sei und — eine ausgezeichnete Position besitze. Man lud ihn ein. Man hatte es wohl schon früher, Jahre vorher, getan, doch seine scheue Zurückgezogenheit, die es bei einem steifen Antrittsbesuch belovenden ließ, nicht weiter zu durchbrechen versucht. Er war unbeschäftigt allein geblieben. Nun aber entdeckte man an ihm auch gesellschaftliche Talente, die überrauschten. Denn, erfüllt von anbetender Bewunderung für Beate, hat er innerlich schier dem ganzen Geschlecht seine frühere Geringschätzung ab, sah er „Helenen in jedem Weibe“.

Er begann sich aufmerksamer mit Frauen zu beschäftigen und fiel von einem Extrem ins andere: wo er früher nur ränkefüchtige Gefährlichkeit gewittert hatte, sah er jetzt lauter Engel, lauter Schwestern Beatens. Die Eine und Andere machte tieferen Eindruck und ehe er sich verfaß, war er in die Reize einer Isoketten, ziemlich strupellosen und erfahrenen Witwe geraten, die seine dürftigen, zu Enthaltsamkeit durch Beatens verurteilten Sinne überrumpelte und ihn zu einem Verhältnis brachte, aus dem sie reichlichen materiellen Nutzen zu ziehen wußte. Denn Hans im Glück war nur verträumt und hatte an Beatens Bedürftigkeit einfach nie gedacht, da er sie ja immer elegant und geschmackvoll gekleidet gesehen und nie Klagen gehört hatte. Diese Witwe aber gestand ihm bei erster passender Gelegenheit ihre „Schuldenlast“, sprach von ihrer Not, von den Entbehrungen ihrer anderwärts wohnenden Kinder, für die sie sich „jeden Bissen vom Mund abirare“ — Erids, die sein durch das Glück doppelt gebreudriges Gemüt arglos als bedauerliche Wahrheit hin nahm. Die Witwe hatte mehrere „hilfsbereite Freunde“, doch wußte einer nichts vom anderen. Sie war nicht wahrlich und Hans hätte entsetzten Degout verspürt, wenn er gekannt hätte, mit wem allen er die Pätzlichkeiten der Witwe teilte.

(Schluß folgt).



Copyright P.I.B. Box & Copenhagen

Adamson und der schnelltrocknende Bodenlack

Die rot-blauen Bücher

Eine merkwürdige Sache, das Verhalten gegenüber den Kriminalromanen. Niemand geht gern, daß er sie liest, aber auch der Gebildete liest ganz gern einmal einen Kriminalroman. Man will sie nicht als Literatur gelten lassen, aber es gibt bereits eine ansehnliche Literatur dieser Art. Man spricht gern geringschätzig von den Verfassern der Kriminalromane, aber in ihren Büchern steckt sehr oft sehr viel mehr Geist, Kombinationsgabe, Gestaltungskraft als in den meisten Liebesgeschichten, über deren Verfasser und Verfasserinnen man doch kaum die Nase rümpft.

Es ist wohl so zu erklären, dieses widersprüchliche Verhalten: es gab und gibt Kriminalromane, die von Blut triefen, in denen Breuel angehäuft sind, so sehr, daß den Leser das Grauen packt. Kriminalromane auch, in denen Phantastereien angehäuft sind, die weitab liegen von allen Möglichkeiten der Wirklichkeit, und endlich solche, in denen einfach Gewalt gegen Gewalt steht. Romane dieser Art haben den Kriminalroman in einen so schlechten Ruf gebracht. Aber es gab immer und gibt heute mehr denn je auch ganz andere Kriminalromane, solche, in denen es auf Geist, Klugheit, Kombinationsgabe ankommt, — das sind aber auch Romane, die in gutem Stil geschrieben sind, die den Geschmack des Lesers nicht verletzen.

Zu den Romanen dieser Art gehören die „Rot-blauen Bücher“, die im Verlag C. F. Tal & Co. in Wien erscheinen. Ihren Namen tragen sie nach dem Kleid, in das sie gehüllt sind, nach der gleichmäßigen Ausstattung. Etliche der Autoren sind bereits weiten Kreisen bekannt. **Agatha Christie** zum Beispiel. Ihr liebenswürdiger, altväterlich-galanter Detektiv **Hercule Poirot**, der wirklich „die kleinen grauen Zellen“, sein Gehirn arbeiten läßt und denkend die kompliziertesten Probleme löst, ist zu einer vielen sehr vertrauten Gestalt geworden. Im Tal-Verlag erschienen zwei Romane von **Agatha Christie**: „Der ABC-Fahrplan“ und „Garten

auf den Tisch“. Von der sehr begabten Engländerin **Dorothy F. Sayers** erschien der Roman „... eines natürlichen Todes“, dessen Held der amüsante, kluge, steptische Amateur-Detektiv **Lord Peter Wimsey** ist. In den Romanen „**Kolizität Thompson stolpert**“ von **Henry M. Keynes**, „**Das Haus auf dem Dach**“ von **Rignon G. Eberhart** (auf-fallend groß die Zahl der Frauen unter den Verfassern von Kriminalromanen!), „**Jemand schreit Mord!**“ von **Peter Hunt**, „**Ein halbes Blatt Papier**“ von **Henry Holt** und „**Die sechs Glasungen**“ von **E. Stanley Gardner** gibt es keine außerordentlichen Detektive, sind es entweder brave einfache Durchschnittspolizisten, die schwere Aufgaben lösen, oder Männer, die durch einen Zufall in eine Kriminalaffäre verwickelt werden. In dem Roman „**Die eisernen Spinnen**“ von **Wynard S. Kendrick** aber, in einem außerordentlich spannenden, raffiniert aufgebauten Roman, der aber fast zueinander das Grauens zeigt, löst alle schwierigen Probleme ein Detektiv, der ein sonderbarer Kauz ist, klapperbürr, aber gefähig, schlau und zugleich autmütig. Diesem Roman gibt die Landschaft von Florida mit ihren Erinnerungen an die Seminolen ein besonderes Kolorit.

Den Inhalt von Kriminalromanen kann man nicht angeben, ohne die Spannung zu zerstören. Das ist ja ihr Reiz, daß sie, sofern es sich um gute Romane dieser Art handelt, den Leser zum Mitforschen, Mitkombinieren anregen. Sie bieten also neben der Spannung auch eine gewisse Denkaufgabe. Und sie bieten den Menschen, die in ewig gleiche Fabriks- oder Klagsarbeit eingepannt sind, den Menschen, deren Leben sehr gleichmäßig verläuft, ein wenig Romantisch. Sie befriedigen also ein Bedürfnis.

Leset und verbreitet die ARBEITERPRESSE!

Schach ins Volk

SCHACHAUFGABE Nr. 381.

Von Ferd. Güntersweiler, Zürich.

Schwarz: Kd4, Df6, Tc6, e5, La6, b8, Bc1, d5. (8)



Weiß: Kh2, Dg3, Tf3, Lb1, g7, Sb6, d2, Bb4, c2, f2, h4. (11)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 378: Dbl—d3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: **Koukal Franz**, Prag-Strážnice; **Schöfel Anton**, Schönbritz; **Bartl Rudolf** u. **Schaffer Heinz**, Kleische; **Tepper Franz**, Karlsbad; **Rudek Peter**, Brüx; **Nitsch Rosa**, Trupschitz; **Beutel Wilhelm**, Arnsdorf b. Tetschen; **Dinnebier Emil** u. **Amler Rudolf**, Tetschen; **Boutschek Hilde**, Franzendorf b. Reichenberg; **Rotsch Manfred**, Klein-Priesen; **Schnittler Emil**, Schachsektion, Langgust; **Habl Erwin**, Tyle Lady, Schindler Robert, Chimiak Teo, Freundl Anton, Hofsied Otto, Lohmüller Hans, sämtlich Nesteratz; **Strache Karl**, Klätzig Rudolf, Richter Heinrich, Pfeiffer Ernst, Richter Oswald, sämtlich Groß-Priesen; **Schöpka Josef**, Dux; **Havel Franz**, König Anton, Skarwada Franz, Scharoch Franz, sämtlich Arb.-Schachklub, Wisterschan; **Berger Josef**, Klein-Augezd; **Ulbert Rudolf**, Prosetitz.

—O—

K. Rudolf, Groß-Priesen: Die zweite Aufgabe ist leider nach Dbl—d5+ nebenlöslich.

R. Manfred, Klein-Priesen: Aufgabe nicht druckreif; das Schlagen mit Schachgebot als Lösungszug ist in den seltensten Fällen schön und üblich. Bitte sich nicht entmutigen zu lassen und die Aufgabe umzuarbeiten.

Arbeiterschach.

Die zweite Runde um den Bezirksmeister im Teplitzer Schachbezirk verlief völlig klaglos. Eine unangenehme Überraschung erlebten die Zukunftsgegner als die Teplitzer Gäste das Spiel mit 6:0 Punkten für sich entscheiden konnten. Das zweite peinliche Erlebnis, welches diesmal aber die Gäste erlebten, war in Kwitkau, wo Wisterschan gegen Eichwald mit ebenfalls 6:0 Punkten siegreich war. Der Wettkampf in Kwitkau erfreute sich einer stattlichen Anzahl von Schachinteressenten, welche durch den schönen und interessanten Spielverlauf, befriedigt nach Schluß des Kampfes das Spiellokal verließen. Die II. Mannschaft von Teplitz gewann gegen die II. Mannschaft von Wisterschan mit 4:2 Punkten.

Stand nach der 2. Runde: 1. Wisterschan I. M. 2 Siege, 12 Punkte. 2. Teplitz I. M. 1½ Sieg, 9 Punkte. 3. Teplitz II. M. 1 Sieg, 5½ Punkte. 4. Zukunftsgegner 1 Sieg, 4½ Punkte. 5. Eichwald 1½ Sieg, 3 Punkte. 6. Wisterschan II. M. 0 Sieg, 2 Punkte.

In der Einzelmeisterschaft gewann **Hefmann** gegen **Berger**, **Schramm** gegen **Gahler**; die Partie **Hefmann** gegen **Gahler** endete unentschieden.

—O—

Bezirksschachkonferenz in Ladowitz.

Für Sonntag, den 20. März, wird nach Ladowitz „Arbeiterheim“ eine Bezirksschachtagung einberufen. Alle Vereine und Sektionsleiter erhalten rechtzeitig die Einladung zugestellt.